retrospektive fiktion

Maximiliane Hüls, Judith Schröder

retro
fi

1935

Ostpreußen Mutter war die Sicherheit. Schenkte mir Trost, umsorgte mich. Ich war verwöhnt. Sie gab mir den Schutz meiner Kindheit, der mich später ausharren ließ. Die Erinnerung an eine Unbekümmertheit, weit weg von dem Willen zu überleben und verzweifeltem Durchhalten. Eine behütete Kindheit, die Krieg und Zerstörung als ferne Ereignisse verblassen lässt. Wir hatten keinen Hunger, wir machten Urlaub an der See, wir hielten zusammen, wir hatten ein Zuhause. Meine beste Freundin Herta, Kind der Nachbarn und eine Schwester für mich, wir sahen uns jeden Tag. Mutig war sie, als wir zu den Jungmädchen gingen. Meine Eltern waren nicht begeistert, aber für uns war es herrlich. Herta in der ersten Riege, ich irgendwo, nicht dafür geboren, ein Anführer zu sein. Doch Herta hielt zu mir, sagte: »Nur wenn Lotti mitkommt, werde ich bei der Führer-Anwärterinnenschaft mitmachen.« Also war auch ich dabei …

Vater Anders der Vater: in seiner Kindheit eine harte Schule durchlaufen hielt er sich für gerecht und liberal. An seiner Autorität nie zweifelnd, stets das Richtige im Sinn. Kein Widerspruch, kein Zweifel gestattet. Beamter im Dienst, aber kein Mitglied der Partei. Seine Kollegen sagten zu ihm: »So geht das nicht. Wenn das einer mitkriegt.« Aber so war das nicht bei uns. Da hielt man zusammen, wurde nicht verraten. Witze haben sie erzählt. Adolfs Bild nur herausgeholt, wenn Onkel Friedrich kam – seinerzeit überzeugtes Partei-Mitglied, vertrug keinen Humor auf Kosten des Führers.

Und dann die Bombenangriffe: Königsberg
ausradiert. Keine Straßenschilder, keine Eck
schon immer ängstlich. Der Krieg war da.

Die Russen Geweckt wurden meine Mutter und ich von den Rufen des Fahrers.

in zwei Tagen ausgebrannt. Das Speicherviertel
punkte. Wo waren wir? Wir hatten Angst, ich war

Flucht Wir mussten flüchten, das war uns nun klar. »In zwei Stunden habt Ihr alles gepackt«, sagte Vater. Wohin? Das hatten meine Eltern geklärt. Mit dem Ziel West-Berlin zu den einzigen Anverwandten, der Schwester meines Vaters, brachen wir auf ins Ungewisse. Vater musste bleiben, technische Nothilfe – das leuchtete mir ein. Ein unemotionaler Abschied. Wir konnten es nicht ändern, also trennten wir uns. Herta erging es da nicht anders. Wir würden es schon schaffen. So eine Freundin findet man nicht so schnell wieder. Dick eingepackt bekamen meine Mutter und ich zwei der wenigen freien Plätze auf den Wagen nach Kösslin. Das war alles. Kein großer Abschied, keine Alternativen.

Zusammengepfercht in der Kälte saßen wir auf den Bänken. Die Temperatur sank auf minus 20 Grad. »Dann wollen wir mal sehen, wo wir unterkommen«, sagte meine Mutter. Es war kalt. Es wurde noch kälter. Auf der Fahrt starben zwei Menschen: Eine alte Frau lag in der Ecke auf dem Stroh. Mit ihr hatte keiner Kontakt, sie war allein, ohne Angehörige. Ganz allein. Bis einer sagte: »Die ist tot.« In ein Tuch gewickelt warf man sie die Böschung hinab. Für eine Beerdigung war keine Zeit. Dann starb der Säugling, ein kleiner Junge, in den Armen seiner Mutter. »Es ist besser so«, sagten die Leute. Aus einer Vergewaltigung entstanden habe er keine Zukunft.

Die Russen Geweckt wurden meine Mutter und ich von den Rufen des Fahrers.

Die Russen kommen. Meine Mutter zog mich fest an sich heran. »Wir werden das schon schaffen«, murmelte sie und ließ mich nicht los. In den Gesichtern unserer Mitreisenden spiegelte sich unsere Angst. Die Stille der Nacht, durchbrochen von den Rufen der Männer. Wütend schrien sie unseren Fahrer an. Verstehen konnte ich nichts, doch lauschte ich wie die anderen in der Hoffnung, wir erhielten die Erlaubnis weiterzufahren.

Dann fiel der Schuss.

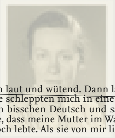
Stille.

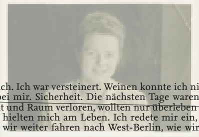
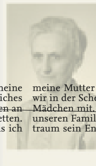
𝄾

Bis die russischen Soldaten die Türen aufrissen und uns anstarrten. »Du, mitkommen!«, sagte der russische Soldat zu mir. Er riss mir mein Tuch von den Schulter, meine Mutter fing an zu schreien. »Nicht meine Tochter, nicht! Sie ist ein Kind, das könnt ihr nicht machen.« Dann war da die Pistole, auf meine Mutter gerichtet. Er schoss. Die Kugel – zwischen unseren Köpfen her. Uns ist nichts passiert, nicht getroffen. Meine Mutter ließ mich los. Ich stand auf, er zog mich vor sich her. Der Soldat sagte etwas. Ich verstand ihn nicht.

Die Route habe er verfehlt, die Ankunft in Kösslin würde sich um einige Stunden verzögern. Dichter Nebel hatte sich in die eisige Nacht gemischt. Wir alle konnten nur ausharren. Aber meine Mutter war bei mir und wir hatten ein Ziel. Wir würden es schon schaffen, dachte ich bei mir und sah mir die Gesichter unserer Mitreisenden an.

𝄽



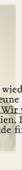



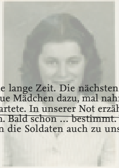
Es waren drei. Sie waren laut und wütend. Dann lachten sie. Ich war starr vor Angst, hatte Tränen in den Augen. Sie schleppten mich in eine Scheune, da waren schon andere Mädchen. Ein Russe konnte ein bisschen Deutsch und sagte mir, ich solle machen, was sie sagen. Ansonsten wüssten sie, dass meine Mutter im Wagen sitzt. Es war eine Tortur. Danach war ich erstaunt, dass ich noch lebte. Als sie von mir ließen, stand ich auf, ging zu den anderen Mädchen in die Ecke.

Jede war für sich. Ich war versteinert. Weinen konnte ich nicht. Stille. Ich wünschte, meine Mutter wäre bei mir. Sicherheit. Die nächsten Tage waren grausam. Wir hatten jegliches Gefühl für Zeit und Raum verloren, wollten nur überleben oder sterben. Die Gedanken an meine Mutter hielten mich am Leben. Ich redete mir ein, sie würde warten, mich retten. Dann würden wir weiter fahren nach West-Berlin, wie wir es gesagt hatten. Doch bis ich

meine Mutter
wir in der Sche
Mädchen mit.
unseren Famil
traum sein En

Es waren drei. Sie waren laut und wütend. Dann lachten sie. Ich war starr vor Angst, hatte Tränen in den Augen. Sie schleppten mich in eine Scheune, da waren schon andere Mädchen. Ein Russe konnte ein bisschen Deutsch und sagte mir, ich solle machen, was sie sagen. Ansonsten wüssten sie, dass meine Mutter im Wagen sitzt. Sie kamen auf mich zu, sprachen russisch mit mir. Ein großer Soldat mit dunkler Haut nahm seine Pistole. Den Schaft nach vorn holte er zum Schlag aus. Dann ertönte ein lauter Knall. Ein Schuss. »Das war es also«, dachte ich und besann mich auf die Schmerzen. Doch da war nichts. Kurze Stille. Dann sah ich die Männer. Viele waren es, die Scheune war voll. Ich erstarrte. Weitere Russen, wütend schreiend. Ich erstarrte. Ein paar Sekunden, dann verstand ich. Es wurde nicht auf uns geschossen. Sie kamen, um uns zu retten. Eilig am Arm gepackt zerrten uns die Retter hinaus in die Kälte. Die Sonne ging auf. Mein Arm tat weh. Grob waren sie mit uns, schnell musste es gehen. Wir wussten nicht, wohin sie uns brachten. Ich hatte Angst. Waren sie doch nicht gekommen, um uns nach Hause zu bringen? Nach Hause. Das gab es nicht mehr. Die Kälte wurde unerträglich. Dann bogen wir um die Ecke und ich sah den Wagen. Meine Mutter, blass und müde im Gesicht, schrie als sie mich sah und rannte auf mich zu. Ließ mich nicht mehr los. Dann fuhren wir weiter, wir hatten einen neuen Fahrer. Im Wagen war es ruhig. Die anderen warfen mir ve





wiedersehen würde verging eine lange Zeit. Die nächsten Wochen wurden
eune festgehalten. Mal kamen neue Mädchen dazu, mal nahmen die Soldaten
Wir wussten nicht, was uns erwartete. In unserer Not erzählten wir uns von
ien. Die wir wiedersehen würden. Bald schon … bestimmt. Wenn dieser Alb-
de findet. Eines Morgens kamen die Soldaten auch zu uns. »Mitkommen«,

sagten sie. Wir gehorchten. Nahmen auf Befehl unsere wenigen Sachen mit und gingen vor ihnen her. Sie brachten uns zum Bahnhof und zeigten auf einen Zug, der schon am Gleis wartete. Da waren viele Menschen – Frauen, Kinder, Alte. Wir wurden in den Zug verfrachtet. Dann fuhr er los. Nicht wissend, wohin uns unsere Reise führt, klammerten wir uns aneinander. Die Temperatur immer noch eisig kalt. »Sie bringen uns in den Osten«, sagte eine Frau, »nach Sibirien zum Arbeiten.«

Sibirien

rstohlene Blicke zu. Wir hatten eine neue Chance bekommen.

Kösslin Dann kamen wir endlich in Kösslin an. Die Sonne war aufgegangen, es wurde ein bisschen wärmer. Meine Mutter ließ mich am Bahnsteig. Sie werde sich nun um eine Unterkunft für uns kümmern. Wir hatten Glück, weil uns ein älteres Ehepaar bei sich aufnahm. Andere, Familien mit vielen Kindern, saßen Stunden auf den Böden der überfüllten Gasthöfe. Nicht erwünscht, als Rucksack-Deutsche verachtet und erst mit Hilfe der Alliierten untergebracht. In den nächsten Tagen ging unsere Reise weiter, Richtung West-Berlin, den Rucksack voller Essen. Zusammen, nicht getrennt. Ich war zufrieden, wir hatten die Flucht geschafft. Drei Tage führen wir mit Zügen, übernachteten in Gasthöfen auf Decken oder kamen bei Familien unter. Bis wir ankamen in Berlin. Der Einmarsch der Russen stand noch bevor. Berlin wartete. Wir wussten, dass es passiert. Wir waren am Ziel.

1945

Berlin Die Tante öffnete uns die Tür. Ihre Blicke wander
schließlich fragend wieder an meine Mutter. »Wo ist er?«
bleiben müssen – in Königsberg, um zu helfen – war ihre
ging zurück in die Wohnung. Meine Mutter und ich blieb
zu folgen. Schließlich betraten wir die Wohnung. Wusster
»Hier will ich nicht wohnen, ich will hier nicht bleiben.«

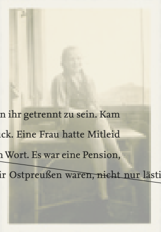
Die Zugfahrt war schrecklich, die Verzweiflung unermesslich. Wir waren am Ende, hatten keine Kraft mehr, keine Zukunft, keine Perspektive. Und wir waren doch noch so jung. Zwei Jahre sollten vergehen bis wir das Arbeitslager verlassen durften. Grete, die ich schon in der Scheune in der Heimat kennengelernt hatte, sagte zu mir: »Ich werde es doch nicht schaffen, ich werde doch sterben. Du musst nach Hause fahren und viele Grüße bestellen.« Am nächsten Tag ging ich mit meinen Kameradinnen zur Essensausgabe, da ruft mir diese Schwester zu: »Wenn Du Deine Freundin noch mal sehen willst, mein ganzer Halt. Die starke Grete, vier Jahre ält mich überleben lassen. Ich habe gebetet ›Lieber G

5

rten von meiner Mutter zu mir und richteten sich
Gemeint war mein Vater. Als Mutter erklärte, er hätte
Enttäuschung groß. Sie drehte sich um, wortlos,
en auf dem Flur, warteten schweigend auf die Erlaubnis
n nicht wohin mit uns. Ich sagte zu meiner Mutter:
»Wir müssen«, war ihr kurze Antwort.

Die Russen in Berlin

In den nächsten Wochen suchte meine Mutter Arbeit. Ich ertrug es nicht, von ihr getrennt zu sein. Kam mit, wann immer es ging. Es dauerte seine Zeit, doch dann hatte meine Mutter Glück. Eine Frau hatte Mitleid mit ihr, wegen mir, ihrer seltsamen Tochter. Ich war eingeschüchtert und sprach kein Wort. Es war eine Pension, dort konnten wir wohnen. Meine Mutter putzte, war fleißig und gründlich. Weil wir Ostpreußen waren, nicht nur lästige Flüchtlinge. Und



Westfalen

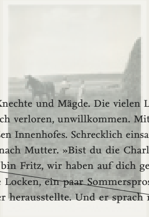
In den nächsten Wochen suchte meine Mutter Arbeit. Ich ertrug es nicht, von ihr getrennt zu sein. Kam mit, wann immer es ging. Doch wir hatten kein Glück. Dann erreichte uns die Nachricht, auf dem Land suche man Leute. Gesund und kräftig müsste man sein, dann hätte man gute Chancen. Meine Mutter sagte, es sei das Beste für mich. Auf dem Land sei man sicher. Man könne nicht wissen, wann die Russen Berlin erreichten. Sie bliebe und würde mich holen, sobald es ihr möglich wäre. Ich habe tagelang geweint, habe versprochen, ihr wenig zur Last zu fallen. Doch das änderte nichts. Über Bekannte wurde ich auf einen Hof nach Westfalen vermittelt. 400 km entfernt, keine Freunde, keine Verwandten. Ich war so einsam wie nie zuvor in meinem Leben.

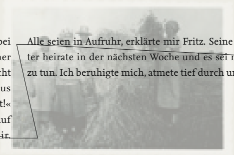
Es war einer der reichster

dann geh in die Leichenhalle.« Gretchen,
ter als ich. Sie hat mich gehalten, sie hat
ott, lass mich sterben‹.

dann kamen die Russen nach Berlin.Wir saßen im Keller,
die Sirenen hatten den Angriff angekündigt.
Von draußen drangen die
Schreie
nach unten.

Menschen liefen durch die Straßen, es wurde geschossen. Alles war durcheinander. Wir konnten nur sitzen, still sitzen. Nicht wissend, was uns erwartet. Dann wurde es auf einmal ruhig. Der Strom fiel aus, wir saßen im Dunkeln. Jemand zündete eine Kerze an. Es war so still. Wir hörten Schritte, die sich der Kellertür näherten. Wir erstarrten, keiner rührte sich. Die Sekunden kamen mir wie eine Ewigkeit vor. Bis mit einem lauten Knall die Tür aufflog und im Türrahmen der Umriss eines russischen Soldaten erschien. Er leuchtete uns an, hatte eine Taschenlampe auf unsere Gesichter gerichtet. Vom Licht geblendet erkannte ich die Umrisse seines Maschinengewehrs. Ich fühlte den verkrampften Griff meiner Mutter, die mich panisch festhielt. »Uhri!«, schrie der Russe. »Uhri!« Wir gaben ihm alles, was wir bei uns trugen. Den Schmuck, die Uhren. Den Rest hatten wir vergraben, für bessere Zeiten. Er drehte sich um und ging. Wir hatten Glück, mehr wollte er nicht.





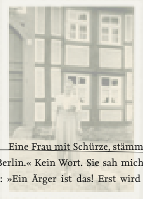
n Bauern in der Gegend. 40 Hektar Ackerland, ein halbes Dutzend Knechte und Mägde. Die vielen Leute bei meiner Ankunft, niemand schenkte mir Beachtung. Ich fühlte mich verloren, unwillkommen. Mit meiner kleinen Tasche unter dem Arm stand ich allein inmitten eines großen Innenhofes. Schrecklich einsam, nicht wissend, wohin mit mir. Ich sehnte mich nach meiner Heimat, nach Mutter. »Bist du die Charlotte aus Berlin?«, rief mir jemand im Laufen zu. »Ja, ich bin Lotti.« »Ich bin Fritz, wir haben auf dich gewartet!« Er lächelte mich an. Unsere erste Begegnung. Fritz hatte dunkle Locken, ein paar Sommersprossen auf der Nase. Er war außerdem der Sohn des Bauern, wie sich später herausstellte. Und er sprach mit mir.

Alle seien in Aufruhr, erklärte mir Fritz. Seine Schwester heirate in der nächsten Woche und es sei noch viel zu tun. Ich beruhigte mich, atmete tief durch und folgte ihm zur großen Eingangstür der Küche. Vielleicht würde es doch nicht so schlimm.

Heimat Dann kamen wir zurück, in die Heimat, die es nicht mehr gab. Im letzten Jahr durften wir Karten versenden, die über Umwege unsere Lieben erreichten. Über ein halbes Jahr versuchte ich herauszufinden, wo meine Mutter war. Wie es ihr ging. Dann erreichte mich die Nachricht von ihrem Tod. Sie hatte die Flucht nicht überlebt. Über das Verbleiben

Vater Meine Mutter und ich lebten in Berlin, hatten Fuß gefasst. Wir waren nicht mehr auf die Tante angewiesen und bewohnten ein Zimmer, das wir uns teilten. Dann kam der Tag, an dem Vater zurückkehrte. Wir hatten vor einiger Zeit zwei Postkarten von ihm erhalten. Grüße in die Heimat aus russischer Kriegsgefangenschaft. Seine Schwester, die Tante, überbrachte uns die Nachricht, er sei angekommen. Vollkommen entkräftet habe er es bis zum Berliner Bahnhof geschafft. Dort gab er einem Jungen Geld, das er in seinen Schuhsohlen versteckt hatte – mein Vater, Soldat im Ersten Weltkrieg, er war vorbereitet. Der Junge lief zur Tante – der Onkel trug ihn heim. Obwohl gewaschen und in frischen Anziehsachen erkannten sich meine Eltern kaum wieder. Bis auf die Knochen abgemagert, einander fremd geworden, standen sie sich gegenüber. Sie hatten sich nicht viel zu sagen.

Es wurde noch viel schlimmer.



1947

Die Bäuerin Eine Frau mit Schürze, stämmig, schaute mich grimmig an. »Mutter, die Charlotte aus Berlin.« Kein Wort. Sie sah mich an, von oben nach unten. Drehte sich zu Fritz und sagte: »Ein Ärger ist das! Erst wird man gezwungen, sie hier aufzunehmen und dann schicken sie einem auch noch ein dünnes Mädchen, das nicht richtig

Ich wollte weg. Hatte Tränen in den Augen. Und schämte mich für mei

Flüchtling, ein Rucksack-Deutscher ohne Heimat. Sie hatten kein Recht meines Vaters wusste niemand etwas. Als wir von unserer Entlassung erfuhren, gab es keinen Jubel. Still war es. Keiner sprach es aus, doch wussten viele von uns nicht, wie es jetzt weitergehen würde. Als wir in Schleswig-Holstein ankamen quartierte man uns in riesigen Flüchtlingslagern ein, wir waren nicht erwünscht. *Nissenhütten* sagte man damals.

Wir nahmen alles hin.

Und wieder stellten wir uns für das Essen an. Wenn einer in der Schlange zu laut sprach oder lachte, w

Vater war zurück. Er erzählte nicht viel, schien irgendwie krank. Der Krieg hatte seine Narben hinterlassen. Wir wohnten nun zu dritt in dem Zimmer. Wir brauchten eine neue Bleibe. Meine Mutter ging arbeiten, Tag für Tag, hielt uns am leben. Ich ging zur Schule, half putzen, übernahm den Haushalt. Vater war schwach. Nichts war gut genug, alles musste besser gemacht werden. Der Herr im Haus war zurück und konnte doch nichts ändern. Seine den Tag. Ich war nicht gut genug. Was ich machte, reichte ihm nicht. Wenn er wütend Mutter aus. Sie schrie, er solle aufhören. Genug sei genug. Er hörte nicht auf.

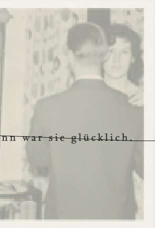
Vater war zurück. Er erzählte nicht viel, schien irgendwie krank. Der Krieg hatte seine Narben hinterlassen. Wir wohnten nun zu dritt in dem Zimmer. Wir brauchten eine neue Bleibe. Meine Mutter ging arbeiten, Tag für Tag, hielt uns am leben. Ich ging zur Schule, half putzen, übernahm den Haushalt. Vater war schwach, unterstützte uns aber, wo es ihm möglich war. Nach einiger Zeit erholte er sich, begann wieder am Leben teilzunehmen. Einige wenige Male führte er Mutter aus, in ein Tanzlokal. Wenn sie wiederkamen, leuchteten ihre Augen. D a

anpacken kann.« ne Herkunft. Ein mich zu beurteilen. Ich habe nichts getan. Ich konnte nichts für das, was passiert ist. Sie hatten alles, wir hatten nichts mehr. Sie hasste mich vom ersten Augenblick. »Mutter! Du kennst Charlotte nicht …« Ich war ihm dankbar, auch wenn es nichts änderte. »Das ist nicht deine Angelegenheit, Fritz! Geh raus und sieh zu, dass du deine Arbeit verrichtest!« Kurze Stille. Er ging, ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen.

urden die Klappen dicht gemacht. Wir hatten zu gehorchen, wir waren nichts wert. Dann gab es an dem Tag eben nichts zu essen. Das war 1948.

Launen bestimmten
wurde, ließ er es an

Dann kam Oma aus Schlesien zu uns nach Berlin. Wir brauchten eine neue Bleibe. Diesmal ging es nicht anders. Eine Zwei-Zimmer-Mansardenwohnung, die wir fortan zu viert bewohnten. Die Zeiten wurden nicht besser, Vaters Launen schlimmer. In der Schule könne man von Mädchen nicht allzu viel erwarten. Das Abitur sollte ich trotzdem machen. Vater widersprach man nicht. Also lernte ich. Aus Angst, ihn zu enttäuschen.



nn war sie glücklich.

Dann kam Oma aus Schlesien zu uns nach Berlin. Wir brauchten eine neue Bleibe. Diesmal ging es nicht anders. Eine Zwei-Zimmer-Mansardenwohnung, die wir fortan zu viert bewohnten. Die Zeiten wurden besser, Berlin wurde wieder aufgebaut. Vater bestand auf dem Abitur, doch traf ich zum ersten Mal in meinem Leben eine eigene Entscheidung. Ich verließ die Schule, um die Ausbildung auf der Höheren Handelsschule zu absolvieren – ich wollte eigenes Geld verdienen, unabhängig sein. Nun sollte endlich eine neue Zeit anbrechen.

Ich bekam ein kleines Zimmer im Keller, verrichtete in den folgenden Monaten Arbeiten im Haushalt und Stall. Zu essen gab es morgens und abends, Brot mit Aufstrich. Mittags gab es manchmal Eintopf. Durch die harte Arbeit hatte ich oft zwei Stunden nach dem Essen wieder Hunger – sich selbst etwas zu nehmen war verboten. Die Hochzeit der Schwester war ein großes Ereignis, alle arbeiteten hart, uns durften keine Fehler passieren. Die Bäuerin hatte schon Wochen zuvor Butter-Gebäck gebacken, in Steingut-Töpfen aufbewahrt. Ich trug die kleinen Schüsseln

die Treppe hin
guckte mir die
ich einen Keks

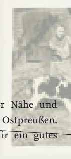
Herta Seit unserem überstürzten Aufbruch aus Ostpreußen hatte ich von Herta nichts mehr gehört. Immer wieder habe ich versucht, Informationen über sie und ihre Familie in Erfahrung zu bringen. Hatten sie die Flucht geschafft? Ich hatte keine Ahnung, wie es ihr ergangen war. Ob sie lebte. Wo sie lebte. Es gab die Ostpreußentreffen – hier traf man sich. Versuchte etwas über Bekannte, Verwandte zu erfahren. Wer hatte wen gesehen? Wer ist mit wem geflüchtet? Dann erhielt ich die Nachricht. Herta hatte es geschafft. Lebte nun mit ihrer Familie bei Verwandten in Halle an der Saale. Sie waren über das Wasser geflüchtet – wie sie dorthin gekommen sind weiß ich bis heute nicht, vielleicht zu Fuß. Die Flucht über die gefrorene See war gefährlich. Viele brachen im Eis ein. Innerhalb weniger Sekunden verschwanden ganze Familien, ganze Tracks. Die Überlebenden trafen am Land auf russische Tiefflieger, die wahllos in die Flüchtlings-Tracks schossen. Es muss schrecklich gewesen sein. Doch wir hatten es geschafft. Über Umwege erfuhr ich ihre Adresse.

Ich war allein. Aus meinem alten Bekannten und Verwan

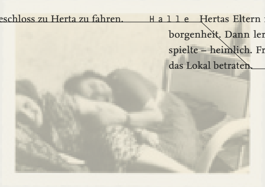
Wir blieben in Kontakt, sahen uns von Zeit zu Zeit in West-Berlin. Herta aktiv
im Bund der FDJ. Bei den regelmäßigen Aufmärschen in West-Berlin konnte sie sich absetzen, dann hatten wir Zeit, uns

unter und sorgte für Nachschub. Unten
Bäuerin in den Mund – kontrollierte, ob
gegessen hatte. Ich hatte Hunger, hätte zugreifen wollen und hätte es doch nie gewagt.

Fritz Fritz kam in den folgenden Monaten immer öfter zu mir, verrichtete seine Arbeit in meiner Nähe und fragte viel über mich und meine Zeit in Ostpreußen. Er interessierte sich für mich, gab mir ein gutes



dtenkreis hatte ich hier niemanden. Bekannte Gesichter. Herzlichkeit. Das fehlte mir. Ich beschloss zu Herta zu fahren. **Halle** Hertas Eltern nahmen mich auf wie eine zweite Tochter. Zum ersten Mal seit langem fühlte ich Geborgenheit. Dann lernte ich Fritz kennen. Herta und ich gingen aus. Ein Lokal, das amerikanische Musik spielte – heimlich. Fritz war neu, wir hatten ihn nie zuvor beim Tanzen gesehen. Er fiel mir auf, sobald wir das Lokal betraten. **Fritz** Fritz war geflüchtet, ebenso wie ich es musste. Wir wurden vertrauter, wir konnten

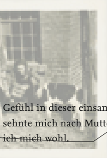


1949

zu treffen. **Luftbrücke** Dann die Zeit der Luftbrücke. Der Konflikt Ost-West hatte sich verschärft, die Anspannung war deutlich zu spüren. Ich war krank, hatte Unterleibstyphus und musste operiert werden. Die Schmerzen waren schlimm. Die Bedingungen in Berlin zunehmend schlecht. Die Versorgung West-Berlins war gesichert, doch begrenzt. Mythen über die Rosinen-Fallschirme der Amerikaner breiteten sich aus, gesehen habe ich sie nie. Flugzeuge waren Bomber aus dem Krieg und jetzt die rettende Macht aus der Luft.

Kinder spielten auf der Straße amerikanische Flugzeug-Piloten,

keine Angst mehr, Berlin hatte sich gesundet.



Gefühl in dieser einsamen Zeit. Ich vermisste Berlin, sehnte mich nach Mutter. Doch in seiner Nähe fühlte ich mich wohl.

An irgendeinem Nachmittag saß er vor mir, schaute mich pausenlos an, während ich die Rüben

für die Schweine mahlte. Bis ich irgendwann lachte. »Eigentlich könntest du die Rüben für mich

mitmahlen.« »Was bekomme ich denn dafür?«, er lächelte mich erwartungsvoll an. Ohne lang zu überlegen sagte ich: »Einen Kuss!« Und nach dem ersten Kuss, da war es dann passiert!

nicht ohne einander. Wir liebten einander.

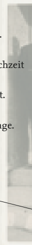
Fritz und ich verbrachten noch einige Monate in seiner kleinen Wohnung in Halle, ehe er mich bat seine Frau zu werden. »Ihr sollt alles haben, was ihr braucht!«, sagte er immer, wenn wir darüber sprachen wie es wäre, wenn wir ein Kind bekämen. Fritz war sehr ehrgeizig und intelligent. Er wollte einen guten Job, um uns etwas zu bieten. Als er ein passendes Job-Angebot in Ost-Berlin bekam, beschlossen wir, dorthin zu ziehen.

Ost-Berlin Herta fehlte mir sehr.

Wir verbrachten jede freie Minute zusammen, trafen uns heimlich in den Ställen oder auf den Feldern. Aus Monaten wurden Jahre.

Wir führten einen regelmäßigen Briefkontakt und beschlossen, uns zu besuchen so oft es ging. Die DDR war gerade gegründet. Worte wie *Flucht* und *Vertreibung* waren ein Tabu. *Umsiedlung* war der Sprachgebrauch, als hätten wir Koffer und Möbel gepackt, als wären wir umgezogen. Wenn wir uns mit anderen Vertriebenen trafen, um Erinnerungen zu pflegen, schlossen wir die Fenster. Bei einem dieser Treffen erfuhr ich, dass mein Vater noch am Leben war. Er hatte es geschafft. Ich setzte alles in Bewegung, um seinen Aufenthaltsort herauszubekommen: West-Berlin.

Hochzeit Meinen Vater wiederzuhaben, ein schönes Gefühl. Wir lernten uns neu kennen. Die Gespräche mit ihm halfen mir, Mutters Tod besser zu verarbeiten. Zu unserer Hochzeit hatte ich einen Vater an meiner Seite. Ich glaube, nichts hätte ich mir mehr gewünscht. Herta kam mit ihren Eltern. Ich hatte meine Liebsten um mich. Wir tauschten die Ringe. Fritz küsste mich. Alles war so wunderbar.



Berlin Wir hatten uns eingelebt, aneinander gewöhnt. Waren ein eingespieltes Team.

Wir wurden vertrauter, wir konnten nicht

1951

Die Grenze Die Grenzüberquerung von Ost- na

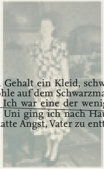
Vater Bis zu dem Tag, an dem uns die Nachricht von Vaters Krankheit erreichte. Müde hatte er sich gefühlt, seitdem er aus der Gefangenschaft entlassen wurde. Ein Bronchialkarzinom, erklärten uns die Ärzte. Sie gaben ihm einige Wochen, vielleicht auch Monate – wir sagten ihm nichts.

Das erste eige

ohne einander. Wir liebten einander.

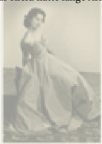
Alles fliegt auf Als wir uns an einem Abend nach getaner Arbeit auf dem Heuboden der Scheune trafen hörten wir, wie sich unten die Tür öffnete. Stille. Dann das Knarren der Leiterstufen. Ich fasste nach Fritz‘ Hand, bekam Angst. Dann erschien ihr Kopf. Wütend sah sie aus. Fritz‘ Mutter hörte nicht auf zu schreien. Ich weiß nicht mehr, was sie uns alles androhte. Sie riss uns auseinander und zerrte Fritz vom Dachboden. Dann schloss sie die Scheune ab. Ich weinte, hatte entsetzliche Angst. Um mich herum Stille und Dunkelheit. Durch ein paar Ritzen im Holz der Wände fiel das ch West-Berlin wurde immer schwieriger. Der Konflikt verschärfte sich.

Studium Ich bestand mein Abitur und bekam einen Studienplatz. Vater war zufrieden. Den Schwerpunkt Chemie hatte er bestimmt. Ich glaube, er war stolz, hatte seine Tochter doch das geschafft, was ihm verwehrt wurde. Gesagt hat er es mir nie, Mutter erzählte es mir nach seinem Tod. Wir hatten nicht viel. Ich dachte häufig, es wäre einfacher gewesen, hätte ich einen Beruf erlernt, würde jetzt eigenes Geld verdienen. Eine Freundin, gerade fertig mit der Höheren Handelsschule, kaufte sich von ihrem ersten Gehalt ein Kleid, schwarz mit weißem Kragen. Ich war neidisch. Ich hingegen tauschte Kohle auf dem Schwarzmarkt gegen gebrauchte Kleider, von Mutter gekürzt und angepasst. Ich war eine der wenigen Frauen an der Universität und musste hart arbeiten. Nach der Uni ging ich nach Hause, half Mutter im Haushalt, lernte abends vor dem Schlafen. Ich hatte Angst, Vater zu enttäuschen, wusste er doch nichts von seiner schweren Erkrankung. Es



1952

ne Kleid Ich arbeitete, hatte einen Job in einer Kanzlei gefunden. Nach Abschluss der Höheren Handelsschule war es nicht einfach gewesen, unterzukommen. Wir brauchten das Geld, Vater konnte nicht mehr arbeiten. So musste jeder seinen Teil beitragen. Ich war froh, eigenes Geld zu verdienen. Von meinem ersten Gehalt zahlte ich 10 DM für die Krankenkasse, dann kaufte ich mir mein erstes eigenes Kleid. Schwarz mit weißem Kragen. Das Kleid hatte lange Ärmel, ich war sehr stolz. Um den Rest des Monats zu überstehen, musste ich mir 10 DM leihen.



Licht der Dämmerung. Ich verkroch mich in eine Ecke, lauschte den Geräuschen und fragte mich, wie das nur weitergehen solle. Einen ganzen Tag und eine weitere Nacht holte mich niemand aus der Scheune oder brachte mir Essen.

Heiratsantrag Vom Knarren der Scheunentür wachte ich auf. Ich öffnete die Augen und sah Fritz. Er sah blass aus, seine linke Wange war blau. »Mein Vater …«, sagte er leise. Er nahm mich fest in den Arm, küsste mich auf die Stirn und fragte, wie es mir ginge. Er holte eine Brotstulle und ein Milchkännchen aus seiner Westentasche. »Wir werden hier weggehen, Lotti!« Ich biss hastig von der Stulle ab und schaute ihn mit großen Augen an. »Lotti, wir können hier nicht bleiben. Niemand darf dich so behandeln! Wir müssen zusammen sein. Das werden wir hier niemals können. Lotti, ich möchte dich heiraten!« Ich schluckte schwer merkte dass ich zitterte. ›Heiraten?‹, dachte ich mir. Fritz fiel ihm um den Hals und weinte. Fritz heiraten, mit ihm sein. Das wäre eine gute Sache, dachte ich. Ich schaute ihr Stirn, wischte mir die Tränen weg und lächelte.

war eine anstrengende, zermürbende Zeit.

den letzten Bissen herunter und

will mich tatsächlich heiraten? Ich

weggehen und endlich zusammen

n an, strich ihm eine Locke aus der

»Wann?«, fragte ich glücklich und entschlossen.

»Sofort!«, entgegnete er.

Wir strahlten uns an und hielten uns fest im Arm.

Bruch mit den Eltern

Fritz als Schande für die Familie – so sahen das seine Eltern. Dass ihr Sohn nun tatsächlich vorhatte, mich, eine arme Frau, zu heiraten.
Ein einziges Mal trafen wir uns noch alle gemeinsam.

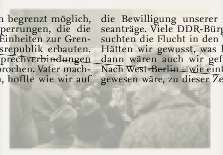
Böse Blicke fielen. Der Vater las einen Vertrag vor, den Fritz unterschreiben sollte, wollte er mich wirklich heiraten. Verzicht auf das Erbe, keinen Kontakt mehr zu seinen Geschwistern, im Falle des Todes dürfe er nicht einmal hinter dem Sarg der Eltern hergehen. Er unterschrieb ohne zu zögern, nahm meine Hand und verließ mit mir den Raum.

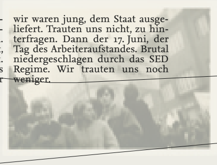
Berlin Mit zwei Koffern machten wir uns schon wenige Stunden später auf die Reise nach Berlin, wo wir Unterkunft bei meinen Eltern finden wollten. Mit meiner Mutter hatte ich mir regelmäßig Briefe geschrieben. Mein Vater war nach zwei Jahren aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt. Nun war er krank, hatte nicht mehr lange zu leben. Nach ständigen Krankenhausaufenthalten gaben die Ärzte meiner Mutter Bescheid, es handele sich um ein Bronchialkarzinom. Sie gaben ihm einige Wochen, vielleicht auch Monate – wir sagten ihm nichts.

Hausbau Eines Tages teilte uns Vater mit, dass er uns ein Haus bauen würde. Ein Zuhause, das uns an die alte Heimat erinnern werde und Sicherheit für die Zukunf böte. Unbeirrbar ließ er seinem Plan Taten folgen – wi konnten ihn nicht davon abbringen.

Zu Vater hielten wir Kontakt, schrieben Briefe mit Neuigkeiten.

Besuche waren begrenzt möglich, trotz der Absperrungen, die die militärischen Einheiten zur Grenze der Bundesrepublik erbauten. Direkte Fernsprechverbindungen wurden unterbrochen. Vater machte sich Sorgen, hoffte wie wir auf die Bewilligung unserer Ausreiseanträge. Viele DDR-Bürger versuchten die Flucht in den Westen. Hätten wir gewusst, was kommt, dann wären auch wir geflüchtet. Nach West-Berlin – wie einfach das gewesen wäre, zu dieser Zeit. Aber wir waren jung, dem Staat ausgeliefert. Trauten uns nicht, zu hinterfragen. Dann der 17. Juni, der Tag des Arbeiteraufstandes. Brutal niedergeschlagen durch das SED Regime. Wir trauten uns noch weniger.





Vater blühte auf, wirkte sogar gesünder als zuvor. Wir schöpften Hoffnung.

ft

r

1953

»Lotti,
Dein Vater wird ein Haus für
uns bauen. Kommt doch zu uns,
wir werden genug Platz haben,
um gemeinsam dort zu leben.
Ach liebe Lotti, ich brauche Dich hier.«

𝄋

Die Zeit des Hausbaus war hart. Wir lebten zusammen in der kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung. Mutter ging arbeiten, ich studierte. Sobald sich eine freie Minute ergab, halfen wir auf dem Bau. Mit Omas Pension ihres verstorbenen Mannes kamen wir über die Runden. Abends saßen wir erschöpft vor dem Radio. In der Schweiz fand die Fußball-Weltmeisterschaft statt. Deutschland gewann in Bern das Finale – das war das Ende der Nachkriegszeit.

𝄋

Die Zeit des Hausbaus war hart. Wir lebten zusammen in der kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung. Mutter und ich gingen arbeiten und halfen danach auf dem Bau, wo es nur möglich war. Mit Omas Pension ihres verstorbenen Mannes kamen wir über die Runden. Abends saßen wir vor dem Radio. In der Schweiz fand die Fußball-Weltmeisterschaft statt. Deutschland gewann in Bern das Finale – das war das Ende der Nachkriegszeit.

Fritz suchte sich Arbeit, hatte er doch nur Landwirt gelernt – es sah schlecht aus in West-Berlin. Ich hatte keine Ausbildung, keinen Schulabschluss. Vater baute das Haus, Fritz half ihm, wo es nur möglich war. Mutter und ich arbeiteten in der Pension und verdienten kleines Geld. Zusammen mit Omas Bezügen kamen wir über die Runden. Das Haus noch nicht fertig gestellt, lebten wir in der Zwei-Zimmer-Wohnung, es war furchtbar eng. Abends saßen wir vor dem Radio. In der Schweiz fand die Fußball-Weltmeisterschaft statt. Deutschland gewann in Bern das Finale – das war das Ende der Nachkriegszeit.

»Retrospektive Fiktion«

Eine Bachelor-Arbeit von Maximiliane Hüls und Judith Schröder

6. Fachsemester Grafik und Kommunikationsdesign,
Fachhochschule Bielefeld, Fachbereich Gestaltung

Betreut durch Prof. Dirk Fütterer und Prof. Dr. Anna Zika

Text, Gestaltung, Konzeption Maximiliane Hüls und Judith Schröder

Druck Mail Druck und Medien GmbH, Bünde

Verarbeitung Buchbinderei Meinolf Sundermann, Bielefeld

Papier Hochweiß satiniertes Naturpapier *Neusiedler ColorCopy »R«* 90 g/qm

Schrift Nexus Serif/Nexus Sans/Nexus Typewriter TF

Unser Dank gilt vor allem Renate G., die uns durch die intensiven Gespräche und ihre offene,
direkte Art die Umsetzung dieses Projektes ermöglichte.

Wir bedanken uns im Weiteren bei Anna und Dirk für die Betreuung sowie bei
Falk, Lars, Sascha, Sven, Gregor, Ulrich, Dieter, Toni und Eva für die tatkräftige Unterstützung!

© 2010 Maximiliane Hüls, Judith Schröder

www.retrospektive-fiktion.de info@retrospektive-fiktion.de

retrospektive fiktion

Maximiliane Hüls, Judith Schröder

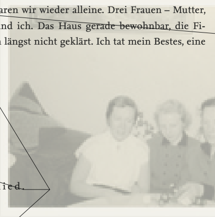
spektive
ktion

Vater Dann passierte das, was wir erwarteten und doch nicht wahrhaben wollten. Vielleicht wusste er, dass es zu Ende ging. Eines Tages war Vater so schwach, dass er sein Bett nicht mehr verlassen konnte. Wir konnten nicht zu ihm, ihm nicht die Hand halten. Die Tante informierte uns in einem Brief.

Vater Dann passierte das, was wir alle erwarteten und doch nicht wahrhaben wollten. Vielleicht wusste Vater, dass er es nicht schaffen würde. Er sprach es nie aus, verbarg es vor uns, wann immer es ging. Doch wir ahnten es, sahen seine Kräfte schwinden. Eines Tages war er so schwach, dass er sein Bett nicht mehr verlassen konnte. Der Arzt kam, untersuchte ihn und blickte uns wortlos an. Er schüttelte kaum merklich den Kopf, wir konnten nichts mehr tun.

Der Atem wurde langsamer, seine Brust hob sich nur noch schwach. Wir waren bei ihm, hielten ihm die Hand. Mein Vater, der starke Mann. Gebrochen kam er aus dem Krieg zurück, so unnahbar und hart. Meine Eltern hatten keine gute Ehe, das weiß ich jetzt, doch verdankten wir ihm unsere Flucht. In guter Absicht baute er ein Haus, das er nicht mehr beziehen würde. Ich war dankbar. Dann nahmen wir Abschied.

Nun waren wir wieder alleine. Drei Frauen – Mutter, Oma und ich. Das Haus gerade bewohnbar, die Finanzen längst nicht geklärt. Ich tat mein Bestes, eine



1955

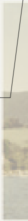
Fritz kümmerte sich um alles, er war nun der Mann in
doch hatte er immer noch keinen Job. Im Dezember
kannten uns nicht aus und waren auf die Hilfe anderer
beitet und half uns. So lebten wir einige Zeit in dem Ha

Wörthe

Urlaub am Wörthersee Ich stand kurz vorm Examen. Es war Mutters Idee, hatten wir doch eine schwere Zeit hinter uns. Ich sollte Urlaub machen, zum Wörthersee fahren – später einer meiner Lieblingsorte. Mutter blieb bei Oma, ihr ging es nicht gut.

Tante, die beim Steuerberater gearbeitet hatte, half uns. Wir vermieteten die Zimmer unter, versuchten unser Leben neu zu ordnen.

Urlaub am Wörthersee Mein Chef hatte Mitleid mit mir, hatte er doch mitgekriegt, was wir erleiden mussten. Wie schwer es uns fiel. Er gab mir frei, ich sollte Urlaub machen, zum Wörthersee fahren – später einer meiner Lieblingsorte. Mutter blieb bei Oma, ihr ging es nicht gut.



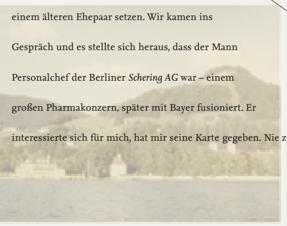
unserer Familie. Wir waren froh, ihn um uns zu haben,
ogen wir ein – die Finanzen waren nicht geregelt. Wir
angewiesen. Eine Tante hatte beim Steuerberater gear-
us, beschränkten uns auf das Nötigste und vermieteten einzelne Zimmer unter.

Berlin Oma war krank. Für Mutter war das nicht einfach, sie war sehr auf mich fixiert. Sagte immer wieder: »Lotti, ich brauche dich hier.« Sie konnte es schlecht ertragen, wenn Fritz und ich mehr Zeit für uns brauchten.

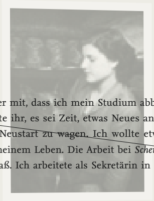
DDR Wir lebten in Ost-Berlin, bei unseren Freunden, in unserer neuen Heimat.

Als Vertriebene, d

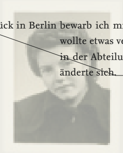
rsee Ich war froh, entfliehen zu können. Berlin für ein paar Tage zu entkommen. Die Zeit am Wörthersee war eine ruhige Zeit. Der See war warm, man konnte baden. Ich bin ins Café gegangen, im *Werzer* habe ich gesessen – das gibt es heute noch. Weil alle Tische belegt waren, durfte ich mich zu einem älteren Ehepaar setzen. Wir kamen ins Gespräch und es stellte sich heraus, dass der Mann Personalchef der Berliner *Schering AG* war – einem großen Pharmakonzern, später mit Bayer fusioniert. Er interessierte sich für mich, hat mir seine Karte gegeben. Nie zuvor hatte ich so vornehme Beziehungen.



1955



Schering AG Zurück in Berlin teilte ich Mutter mit, dass ich mein Studium abbräche. Ich erklärte ihr, es sei Zeit, etwas Neues anzufangen, einen Neustart zu wagen. Ich wollte etwas verändern in meinem Leben. Die Arbeit bei *Schering* machte mir Spaß. Ich arbeitete als Sekretärin in der Abteilung klinische Forschung. *Schering* als eine soziale Firma zahlte gut. Auch unser Leben zuhause änderte sich. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich unabhängig. Zum ersten Mal hatte ich eine Entscheidung alleine getroffen.



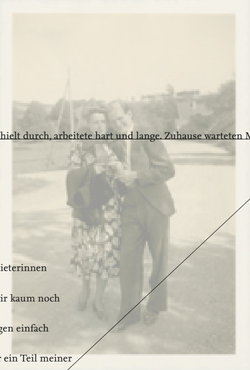
Schering AG Zurück in Berlin bewarb ich mich, erklärte meinem Chef, es sei Zeit, etwas Neues anzufangen, einen Neustart zu wagen. Ich wollte etwas verändern in meinem Leben. Die Arbeit bei *Schering* machte mir Spaß. Ich arbeitete als Sekretärin in der Abteilung klinische Forschung. *Schering* als eine soziale Firma zahlte gut. Auch unser Leben zuhause änderte sich.

Hochzeit Mutt
und ein paa
Kontakt. M
hinter mir
Vergangenh

Arbeit gab es mittlerweile genug. Überall wurden kräftige Hände gesucht. Aber Fritz wollte einen Hof. Seinen eigenen Hof. Ich wusste von seinem Traum. Wir schoben die Entscheidung vor uns her, konnte ich doch Mutter nicht alleine lassen.

ie wir nicht sein durften.

Die Tage waren anstrengend, die Anreise zum Arbeitsplatz mühsam. Aber ich hielt durch, arbeitete hart und lange. Zuhause warteten Mutter und Oma. Ich stieg auf, machte einen guten Job. Es verging einige Zeit, da fragte mich der Personalchef, ob ich an einer Assistentinnenstelle der Geschäftsführung interessiert sei. Natürlich sagte ich zu.



Die Tage waren anstrengend, die Anreise zum Arbeitsplatz mühsam. Aber ich hielt durch, arbeitete hart und lange. Zuhause warteten Mutter und Oma.

ter war sehr aufgeregt. Gemeinsam tranken wir Kaffee im Garten. Wir, unsere Mieterinnen
r Freunde aus Berlin. Zu unserer Verwandtschaft aus der alten Heimat hatten wir kaum noch
utter fehlte das, glaube ich, sehr. Ich dagegen wollte all die traurigen Erinnerungen einfach
lassen. Ganz neu beginnen. An Herta dachte ich noch sehr oft. Aber auch sie war ein Teil meiner
heit. Fritz küsste mich, unser Baby bewegte sich in meinem Bauch. Ich war glücklich.

Oma

Die Beerdigung fand an einem sonnigen Tag statt. Oma war friedlich eingeschlafen, hatte uns zuvor gedankt, sie aufgenommen zu haben. Wir waren gerührt. »Lotti, mach was aus Deinem Leben«

Johanna Unsere Tochter Johanna kam im Dezember zur Welt. Eine komplizierte Geburt, mehrere Stunden. »Ihr Kind hat eine lebensbedrohliche Erkrankung«, teilte uns der Arzt kurz nach der Geburt mit. Ein Schock. Fritz griff nach meiner Hand. Wir schauten uns an. »Wir müssen sie in eine West-Berliner Klinik bringen. Leider haben wir hier nicht die nötigen Geräte, um Ihrer Tochter zu helfen.« Natürlich willigten wir ein.

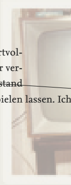
Wir durften sie besuchen, täglich, sie wurde von Tag zu Tag munterer.

Meine Kleine, ich war so stolz auf sie.

Nun waren in dem großen Haus nur noch Mutter und ich übrig.

Schering AG Ich war Teil der Geschäftsführung. Als Assistentin begleitete ich viele Termine. Im Studium hatte ich Englisch gelernt, sprach es mittlerweile fließend durch die Freundschaft zu einem amerikanischen Soldaten. Für die Firma wurde ich immer wertvoller. Mein strategisches Talent war gefragt – hinter verschlossener Tür, weil ich eine Frau war. Ich verstand die Geschäftspartner, konnte meinen Charme spielen lassen. Ich

1958



Schering AG Die Zeit verging. Ich arbeitete gut, mein Gehalt wurde erhöht. Mutter und ich führten ein gutes Leben. Wir waren

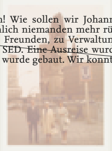
Johanna Unsere Tochter Johanna kam im Dezember zur Welt. Sie war so hübsch. Wir waren fasziniert von jeder Bewegung, von jedem Lächeln. Immer öfter sprach Fritz von einem Umzug. Er wolle Johanna etwas Besseres bieten. Ein Leben auf dem Land, ein eigener Hof. Müde war er von den vielen Aushilfsarbeiten in Berlin.

Hiddesen Dann hatten wir auf einmal Glück.

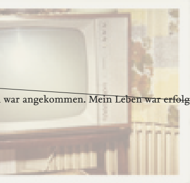
erreichte uns über Bekannte die Nachricht

unserer Geschichte wusste. Selbst kinderlo

Mauerbau Bis zum 13. August 1961, dem Beginn des Mauerbaus. »Lotti, es ist furchtbar!«, rief Fritz mir schon von der Treppe entgegen. »Die Grenze ist geschlossen! Sie haben über Nacht die Grenzen geschlossen! Niemand darf mehr ausreisen! Niemand darf in den Westen! Wie sollen wir Johanna sehen?« Sie ließen tatsächlich niemanden mehr rüber. Weinend rannten wir zu Freunden, zu Verwaltungen, schrieben Briefe an die SED. Eine Ausreise wurde uns verweigert. Die Mauer wurde gebaut. Wir konnten nicht mehr zu unserer Tochter. Wir waren verzweifelt. Nach schlaflosen Nächten und zahlreichen Ausreiseverweigerungen beschlossen wir zu fliehen. Wir planten alles genau, waren fest entschlossen. Machten uns gegenseitig immer neuen Mut. Ich hatte Angst. Um uns, um Fritz. Ich dachte



1961



war angekommen. Mein Leben war erfolgreich.

Unser Lebensstandard verbesserte sich mit meiner Anstellung und dem Erfolg. Auf zusätzliche Mieter in Vaters Haus waren wir nicht angewiesen. Abends begab ich mich in Bars, lernte Männer kennen, konnte mich nicht entscheiden und ließ sie doch wieder fallen. Ich ließ die Vergangenheit hinter mir. Kein Flüchtling mehr, keine Vertriebene. Das alles

abgesichert, hatten ein Haus, das uns gehörte.

Als wir längst nicht mehr damit rechneten, eines Bauern, der Fritz’ Vater kannte und von os suchte er einen Nachfolger für seinen Hof.

Mutter kam mit uns. Wir zogen nach Hiddesen, Westfalen. Wir bewohnten zwei Zimmer auf dem Hof. Ein kleines für Mutter, ein größeres für uns Drei. Wir lebten einfach, aber hatten unser Glück gefunden.

an Johanna. Meine Johanna.

Berlin Hohenschönhausen Als ich mich morgens auf den Weg zu meiner Dienststelle machte und kurz vor der Bushaltestelle war, kamen zwei Männer auf mich zu, packten mich an den Oberarmen, drückten mich in ein Fahrzeug und fuhren mit mir fort. Ich hörte nur Tore quietschen, Gitter knallen. Ich hatte unwahrscheinliche Angst. Als ich aussteigen durfte, befand ich mich in einem Gebäude. Ich konnte mich nicht orientieren. Heute weiß ich, dass ich in Berlin Hohenschönhausen landete, dem Stasi-Gefängnis. Meine gesamte Kleidung musste ich abgeben. Als Nummer 93 brachten sie mich in eine kleine Zelle, in der es außer einem Tisch und einem Holzbettgestell nichts gab. Beides war am Boden festgeschraubt, sodass ich es nicht verrücken konnte. Es war kalt in der Zelle. Ich kauerte mich auf dem Holzgestell zusammen.
Ich dachte an Fritz. Ich dachte an Johanna.
Ich weinte.

Sie hielten mich fest. Stunden, viele Stunden. Vie
nend davon, wurde wieder wachgerüttelt. Anlehn
gelegt werden. Grund der Verhaftung: Geplante
So sahen es die Regeln der Staatssicherheit vor.
tagsüber ein striktes Liegeverbot. Es durfte nicht

war passé. Es fragte keiner.

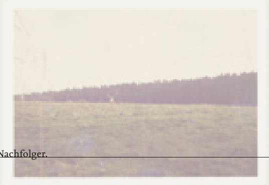
Die Jahre vergingen und als der Bauer langsam zu alt für die harte Arbeit wurde, machte er Fritz zu seinem

lleicht zwei Tage. Ich war müde, konnte nicht mehr. Glitt wei-
en war verboten, die Hände mussten unter die Oberschenkel
Republikflucht. Tag und Nacht verhört, wieder und wieder.
Menschen und ihren Willen zerbrechen. In der Zelle gab es
gesprochen, nicht gelesen werden. Es durfte nichts gemacht

werden. Ich habe mir aus der Bettdecke einen Faden gezogen und auf meinem Oberschenkel damit Muster gelegt. In dem Moment konnte ich mit den Gedanken abschweifen. Nicht in dieser Zelle sein. Nicht pausenlos an Johanna und Fritz denken. Ein Posten beobachtete das. Er riss die Tür auf, schaute mich wutentbrannt an, riss mir die Matzratze vom Bett und den Faden aus der Hand. Drei Tage lang bekam ich meine Matratze nicht zurück. Die Haft ging 23 Monate lang. Immer isoliert. Freigang hatte ich selten. Für wenige Minuten auf etwa 10 Quadratmetern. Von Bewaffneten bewacht. Fritz sah ich in der ganzen Zeit nicht,

Herta Zu Herta hatte ich nun keinen Kontakt mehr. Die Grenze konnte nicht mehr passiert werden. Wir waren getrennt. Von Zeit zu Zeit dachte ich an sie. Aber ich führte nun ein neues Leben, wollte nicht mehr über Vergangenes reden. Es gab noch ein paar Briefe, doch nicht mehr als leere Worte, die wir uns schrieben. Wir hatten uns verloren.

Herta Die Grenze nach Ost-Berlin wurde nun endgültig geschlossen, keiner kam mehr raus, *Republikflucht* wurde mit Gefängnis bestraft. Ich dachte oft an Herta, wir wussten nicht, was hinter der Grenze geschieht. Ich schrieb Briefe, wann immer es ging. Ihre Antworten waren stets korrekt formuliert. Wir wussten, dass man sie las.

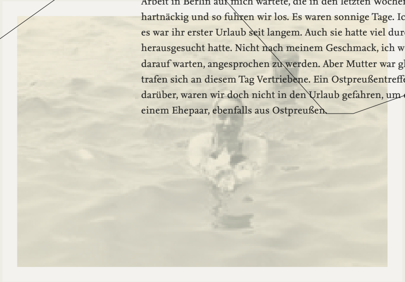


Nachfolger.

obwohl er dort war, wie wir später erfuhren.

Die Entlassung Für insgesamt 80.000 DM kaufte uns unser Anwalt damals aus dem Gefängnis frei. Ich konnte nach der Entlassung kaum allein gehen, hatte Kreislaufprobleme und Schwindelanfälle. Die DDR kassierte das Geld und ließ uns dennoch nicht in den Westen. Unsere gesamte Wohnung wurde damals verwanzt. Eine Nachbarin erzählte es uns unter Tränen nach der Wende. Sie sah die Männer durch ihren Türspion unsere Wohnung verlassen. Sie drohten ihrer Tochter den Studienplatz zu nehmen, würde sie uns etwas verraten.

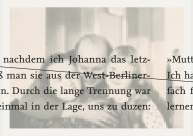
Timmendorfer Strand Ich hatte Probleme mit meinem Rücken, das war der Grund, warum mein Hausarzt mir riet, eine Kur zu machen. Zur Nachkur hatte Mutter vorgeschlagen, gemeinsam eine Reise zum Timmendorfer Strand zu unternehmen. Sich ein paar Tage dort zu erholen, bevor der Alltag in Berlin uns wieder erreichen würde. An dem Tag der Abreise war mir nicht nach Strand. Ich hatte Kopfschmerzen und wusste, dass eine Menge Arbeit in Berlin auf mich wartete, die in den letzten Wochen liegen geblieben war. Aber Mutter blieb hartnäckig und so fuhren wir los. Es waren sonnige Tage. Ich hatte ihr versprochen, Rücksicht zu nehmen, es war ihr erster Urlaub seit langem. Auch sie hatte viel durchgemacht. Wir gingen in das Lokal, das sie sich herausgesucht hatte. Nicht nach meinem Geschmack, ich wollte etwas erleben und nicht in Tanzlokalen darauf warten, angesprochen zu werden. Aber Mutter war glücklich. Im Lokal, voll bis auf den letzten Stuhl, trafen sich an diesem Tag Vertriebene. Ein Ostpreußentreffen wie wir sagten. Ich war nicht allzu glücklich darüber, waren wir doch nicht in den Urlaub gefahren, um der Vergangenheit nachzujagen. Wir setzten uns zu einem Ehepaar, ebenfalls aus Ostpreußen.



1963

In Gedanken aber waren wir bei Johanna.

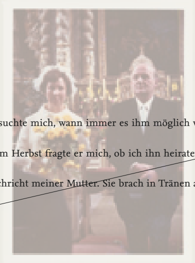
Johanna Drei Jahre, nachdem ich Johanna das letzte Mal sah, entließ man sie aus der West-Berliner-Klinik in den Osten. Durch die lange Trennung war sie anfangs nicht einmal in der Lage, uns zu duzen: »Mutti, würden Sie mir bitte etwas zu essen geben? Ich habe Hunger.« Es war verletzend und nicht einfach für uns Drei. Wir mussten uns neu kennenlernen. Neu aneinander gewöhnen. Für Johanna war
es besonders schwer. Wir
ten mehrere Ausreiseanträ
Wir mussten bleiben. War
achtung der Staatssicherhe



1964

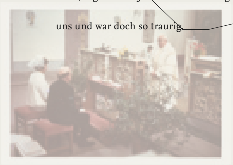
Fritz Aus dem Augenwinkel war er mir gleich aufgefallen, dieser Mann an unserem Nachbartisch. Er schien ebenfalls nur zufällig in dem Lokal gelandet zu sein, saß alleine an einem Tisch – ein paar Stühle hatte man ihm bereits weggenommen und im Lokal verteilt. Als ihn jemand fragte, ob er seinen Tisch noch bräuchte, essen würde er ja schließlich nichts, bot ich ihm einen Platz bei uns an. Er war einverstanden, freute sich. Sein Name war Fritz. Er war älter als ich ihn zunächst geschätzt hatte, doch wir verstanden uns gut. Er war Professor, arbeitete in Dortmund.

Hochzeit Fritz und ich blieben in Kontakt, er besuchte mich, wann immer es ihm möglich war. Kam mit dem Zug aus Dortmund nach Berlin. Ich arbeitete wie zuvor, hielt meine neue Beziehung aber zunächst geheim. Ich hatte den Anschein einer selbstbestimmten Frau hart erarbeitet. Ich war unabhängig, wusste um meinen Wert. Es fiel mir schwer, Fritz das zu erklären. Er bat mich, ihn zu heiraten. An einem Wochenende im Herbst



1964

Hochzeit Fritz und ich blieben in Kontakt, er besuchte mich, wann immer es ihm möglich war. Kam mit dem Zug aus Dortmund nach Berlin. Eines Tages im Herbst fragte er mich, ob ich ihn heiraten wolle. Ich freute mich, sagte sofort ja und erzählte die gute Nachricht meiner Mutter. Sie brach in Tränen aus, freute sich für uns und war doch so traurig.



waren Fremde. Wir stell-
ge. Jeder wurde abgelehnt.
en unter ständiger Beob-
eit.

gab ich schließlich nach. Sagte zu ihm: »Dann musst Du mich jetzt heiraten, wenn Du das wirklich willst.« Er ging zum Standesamt und hatte Glück. Nachmittags bekam er einen Termin. Abends erzählten wir es Mutter, die in Tränen ausbrach. »Wie konntest Du mir das antun, Lotti? Zu heiraten ohne mir Bescheid zu geben?« Mir war es nicht wichtig, ich wollte meine Zeit mir Fritz verbringen. Ich wollte leben und hatte keine Lust mehr, Rücksicht zu nehmen.

Fritz bewarb sich auf Professuren in Berlin. Ein Umzug war für mich ausgeschlossen, hatte ich mir doch meine Unabhängigkeit hart erarbeitet. Er wusste das, es war meine Bedingung zum Ja-Wort. Doch wir hatten nicht gedacht, dass es so schwer würde. Fritz kam nach Berlin, aber ohne Stelle. Finanziell waren wir abgesichert, ich verdiente genug. Fritz arbeitete als freier Autor, verdiente sich von Zeit zu Zeit Geld als Lektor dazu. Er begann zu trinken, ich versuchte meine Schuldgefühle mit Tabletten hinunterzuschlucken. Ich hatte etwas anderes erwartet, wir lebten zusammen und doch aneinander vorbei.

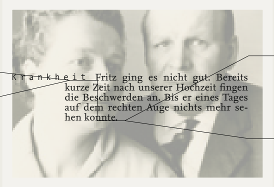
Hiddesen

Kurz nach unserer Hochzeit zogen wir nach Hiddesen in Westfalen. Fritz hatte eine Professur in Lemgo bekommen. Hiddesen war ein kleines Dorf in der Nähe seiner Hochschule. Der Abschied von Mutter fiel mir schwer. Meinen Beruf aufzugeben empfand ich dagegen als eine Erleichterung, war ich nun nicht mehr an die Verantwortung gebunden.

Der alte Bauer starb,

Krankheit Johanna ging es immer schlechter. Sie hatte seit ihrer Geburt ein schlechtes Immunsystem. Wir versuchten sie vor Ansteckungen zu schützen. Eine ständige Angst um ihre Gesundheit verfolgte uns. Nur ein Jahr, nachdem wir sie endlich aus West-Berlin wieder hatten, diagnostizierten die Ärzte bei ihr einen Gehirntumor. Wir konnten fast dabei zusehen, wie sie abbaute.

Schon im nächsten Monat wurde sie operiert. Wir hatten furchtbare Angst. Warteten stundenlang auf den leeren Fluren der Klinik. Fritz ging nervös auf und ab. Als der Arzt auf uns zukam, bedurfte es nicht vieler Worte. Johanna hatte es nicht geschafft. Die Operation war zu viel für ihren schwachen Körper. Diesmal hatten wir unser Kind endgültig verloren.



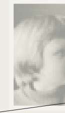
Krankheit Fritz ging es nicht gut. Bereits kurze Zeit nach unserer Hochzeit fingen die Beschwerden an. Bis er eines Tages auf dem rechten Auge nichts mehr sehen konnte.

1965

Ich dachte zunächst, es sei psychosomatisch. Er hatte schon immer ein Problem damit, dass ich uns finanziell absicherte.

Ich machte mir große Sorgen. Ich hatte ihn nie dazu überreden können, zum Arzt zu gehen.

Der Arzt stellte einen Gehirntumor fest.
keine großen Chancen aus. Wenn er ü



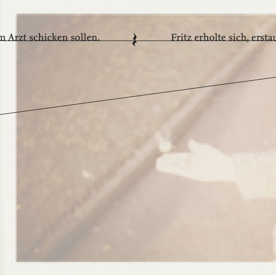
Fritz erbte seinen Hof.

Er rechnete Fritz
berlebte und nur

sein Augenlicht verlieren würde, sollten wir uns glücklich schätzen. Die Operation dauerte Stunden. Die Tage danach saß ich an seinem Bett, ließ seine Hand nicht los.

Es tat mir leid, alles tat mir leid. Ich kam mir schrecklich egoistisch vor. Ich fühlte mich alleine, Mutter kam von Zeit zu Zeit, doch hatte ich den Kontakt zu ihr abgebrochen. Sie nahm mir das übel, hat mir nicht verzeihen können. Ich ertrug es nicht, das Warten. Die Tabletten waren meine einzige Hoffnung. Dann ging es mir gut. 𝄽

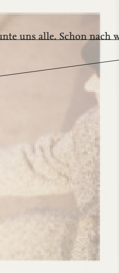
Ich fühlte mich schrecklich, machte mir Vorwürfe, ich hätte Fritz eher zum Arzt schicken sollen. 𝄽 Fritz erholte sich, erstau

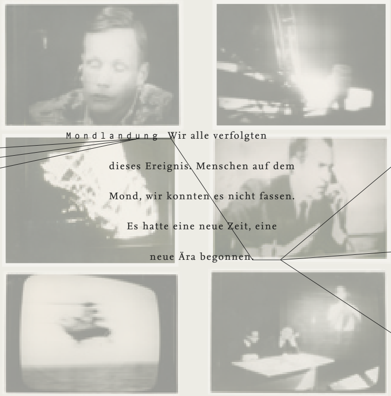


Mondlandung Die ersten Menschen auf dem Mond. Wir nahmen es nur am Rande wahr. Unsere Trauer war zu groß. Was hätte unsere Kleine alles noch erleben

Fritz erholte sich langsam, er schaffte es. Das Augenlicht erlangte er auf einem Auge wieder, so konnte er gelegentlich arbeiten.

unte uns alle. Schon nach wenigen Monaten konnte er wieder arbeiten. Er hatte sein Augenlicht wieder.





1969

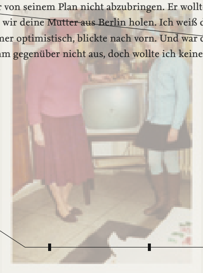
Mondlandung Wir alle verfolgten dieses Ereignis. Menschen auf dem Mond, wir konnten es nicht fassen. Es hatte eine neue Zeit, eine neue Ära begonnen.

sollen. Warum hatte ausgerechnet sie nicht weiterleben dürfen?

Wir lebten mit unserer Trauer. Nie habe ich sie überwunden. Jahrelang ging bei uns die Mauer direkt durch

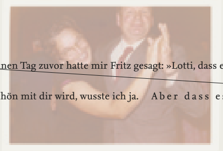
Hausbau Es sollte eine Überraschung werden. Ein neues Zuhause für Fritz und mich. Nur Mutter war eingeweiht. Ich kaufte ein Haus für uns, ließ es renovieren. Fritz war zu schwach, blieb die meiste Zeit zuhause. Ich fuhr abends nach der Arbeit zur Baustelle und regelte das Nötigste. Ich hoffte, unser Leben, unsere Ehe retten zu können. Einen Neuanfang wagen, wie ich es schon einmal geschafft hatte.

Hausbau Fritz war von seinem Plan nicht abzubringen. Er wollte ein Haus für uns bauen. »Für uns zwei. Später könnten wir deine Mutter aus Berlin holen. Ich weiß doch, wie sehr du sie vermisst.« Dafür liebte ich ihn. Er war immer optimistisch, blickte nach vorn. Und war doch so verletzlich. Er war immer noch schwach. Ich sprach es ihm gegenüber nicht aus, doch wollte ich keine Kinder – aus Angst, ihn zu überanstrengen.



Unfall Ich hatte schon morgens ein ungutes Gefühl. Eine Vorahnung, wie man sie manchmal verspürt. Ich ging aus dem Haus, verabschiedete mich von Fritz.

Einen Tag zuvor hatte ich Fritz von unserem neuen Haus erzählt. Er freute sich, konnte es kaum glauben. Ich hatte das Gefühl, jetzt würde alles gut. Wir waren auf



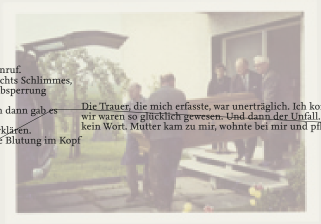
Einen Tag zuvor hatte mir Fritz gesagt: »Lotti, dass es schön mit dir wird, wusste ich ja. Aber dass es so schö

Johanna, unser ganzer Stolz. Sie besuchte nun schon das Gymnasium. Sie war sehr fleißig, schrieb gute Not das Herz. Bis 1989 auch für uns die Wende kam.

dem richtigen Weg.

n wird, habe ich nicht erwartet.«

Nachmittags erreichte mich der Anruf.
Fritz habe einen Unfall gehabt. Nichts Schlimmes, er sei mit seinem Wagen in eine Absperrung gefahren und hätte eine kleine Verletzung am Kopf erlitten. Doch dann gab es Komplikationen.
Die Ärzte konnten es sich nicht erklären.
Später sagte man mir, es habe eine Blutung im Kopf gegeben. Fritz starb auf dem Weg ins Krankenhaus.



1973

Die Trauer, die mich erfasste, war unerträglich. Ich konnte es nicht fassen. Wir hatten es fast geschafft, wir waren so glücklich gewesen. Und dann der Unfall. Ich wollte nicht mehr, vergrub mich zuhause, sprach kein Wort. Mutter kam zu mir, wohnte bei mir und pflegte mich wie ein kleines Kind.

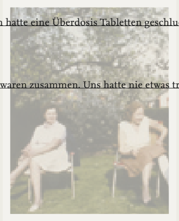
Das neue H

Das neue H

ten. Ihre Lieblingsfächer waren Biologie und Chemie.

aus Das Haus war fast fertig. Ich zog ein, Mutter kam mit. Aber es war nicht richtig. Nicht für uns hatte ich dieses Haus renovieren lassen. Ich ging wieder arbeiten, schaffte eine Zeit lang, mich aufrecht zu halten. Aber nicht lange, ich konnte es nicht. Meine Kräfte waren am Ende. Ich wollte nicht mehr. Mutter ließ mich einliefern. Ich hatte eine Überdosis Tabletten geschluckt.

aus Zum zweiten Mal in meinem Leben hatte mir jemand ein Haus gebaut. Zum zweiten Mal in meinem Leben zog ich zusammen mit Mutter ein. Wir wohnten in Hiddesen. Mutter und ich waren zusammen. Uns hatte nie etwas trennen können.



»Retrospektive Fiktion«

Eine Bachelor-Arbeit von Maximiliane Hüls und Judith Schröder

6. Fachsemester Grafik und Kommunikationsdesign,
Fachhochschule Bielefeld, Fachbereich Gestaltung

Betreut durch Prof. Dirk Fütterer und Prof. Dr. Anna Zika

Text, Gestaltung, Konzeption Maximiliane Hüls und Judith Schröder

Druck Mail Druck und Medien GmbH, Bünde

Verarbeitung Buchbinderei Meinolf Sundermann, Bielefeld

Papier Hochweiß satiniertes Naturpapier *Neusiedler ColorCopy »R«* 90g/qm

Schrift Nexus Serif/Nexus Sans/Nexus Typewriter TF

Unser Dank gilt vor allem Renate G., die uns durch die intensiven Gespräche und ihre offene, direkte Art die Umsetzung dieses Projektes ermöglichte.

Wir bedanken uns im Weiteren bei Anna und Dirk für die Betreuung sowie bei
Falk, Lars, Sascha, Sven, Gregor, Ulrich, Dieter, Toni und Eva für die tatkräftige Unterstützung!

© 2010 Maximiliane Hüls, Judith Schröder

www.retrospektive-fiktion.de info@retrospektive-fiktion.de